

In ihrem Text *Rotten Worlds*, dem ersten essayartigen Kapitel des Buches *The Empire of Love*, setzt sich die Autorin und Protagonistin Elizabeth A. Povinelli sowohl auf einer theoretischen Ebene als auch auf der Grundlage sehr persönlicher Erfahrungen mit ihrer Situation als Wanderer zwischen zweier, sehr verschiedener Welten und ihrer jeweiligen Strukturen, Dynamiken und Sozialitäten auseinander, welche in vielerlei Hinsicht miteinander unvereinbar scheinen und damit auch ihrer eigene subjektive und körperliche Konstitution immer wieder in Frage stellen und neu hervorbringen. Dabei stellt Povinelli fest, wie sehr diese Welten letztlich über liberale Diskurse der *Autologie* und *Genealogie* miteinander verbunden sind und eben gerade aufgrund dieser Verwobenheit Konzepte und Praktiken des Subjekts und des Körpers erst statuiert und verhandelt werden.

Die hartnäckige Anwesenheit einer Wunde, welche sich die Protagonistin im Zuge von Feldforschungen im nordaustralischen Hinterland zugezogen hat, bildet den Ausgangspunkt und zugleich das Zentrum, um welche Povinellis Überlegungen kreisen. Innerhalb der indigenen Gemeinschaften Nordaustraliens, welche sie als Anthropologin seit vielen Jahren immer wieder aufsucht und mit deren Gemeinschaft sie eine vertrauensvolle und intime Beziehung verbindet, sind diese Wunden ein gängiges Bild und man pflegt einen sehr eigenen praktikablen Umgang mit ihnen. Sehr im Gegensatz zu den kanadischen und amerikanischen Ärzten, die im Bemühen, der Wunde ihrerseits einen Sinn, irgendeine Ursache zu verleihen, mit jeder Begegnung des kranken Körpers neue Theorien entwickeln, neue Analysen und Prognosen bereitstellen und ihn damit auch immer wieder repositionieren.

Bereits in den ersten Passagen des Kapitels, in welchen dieser leise Bruch zwischen den Verhandlungen ihres Körpers und damit zwischen den beiden vermeintlichen Sozialitäten des Indigenen und Zivilisatorischen sichtbar wird, setzt eine gewisse Verunsicherung der eigenen Verfasstheit der Protagonistin ein, wenn sie in der Verschlechterung ihres gesundheitlichen Zustands befürchtet, ihrer *indigenen Familie* in Bezug auf medizinische Belange vielleicht allzu sehr vertraut zu haben, und sie im Zuge dieser Überlegung schmerzlich feststellen muss: „In wondering, an affective separation emerges, if only as a slight fissure, between them and me“ (2006, S. 28).

Was aber ist die Ursache der Wunde? Handelt es sich dabei um eine Infektion mit Anthrax oder Staphylokokken? Oder rührt sie gar von der heiligen Stätte *Maliya*, einem sogenannten Indigenen Dreaming? Mit welchen Medikamenten sollte die Wunde behandelt werden und wie lange? Welche Vorsichtsmaßnahmen sind angebracht, welcher Grad an Besorgnis erscheint angemessen? Povinelli stellt diesen und vielen anderen Fragen, die im Umgang mit ihrem erkrankten Körper aufkommen, schließlich eine ganz andere entgegen, nämlich die nach dem Körper selbst: Welcher Körper, wann und wo und damit also die Frage nach den vielfältigen Diskursen, die diesen Körper in seiner eigenen Vielheit mit hervorgebracht haben. Was Povinelli aus dieser Auseinandersetzung allmählich herauszuschälen beginnt, ist ein eigentümliches Verhältnis zwischen Diskurs, Macht und gelebter Sozialität sowie eine ungleiche Verteilung von institutionellem Interesse an verschiedenen Körpern. Denn ob die Erscheinung der Wunde als folgerichtig erachtet wird, hängt in erster Linie davon ab, ob ihre Ursache innerhalb der herrschenden Machtstrukturen ebenfalls als folgerichtig, als *Fakt* akzeptiert werden kann - ein Umstand, den ein *Dreaming* als Auslöser einer Wunde in medizinisch aufgeklärten Fachkreisen freilich nicht zu leisten vermag.

Povinelli stellt dabei unter anderem ganz explizit die Frage, welche Rolle der Körper innerhalb dieser Machtstrukturen einnimmt: „In a post-essentialist theory how do we make the body matter?“ (Povinelli, S. 36). Sie spielt in dieser Überlegung nicht nur auf die diskursive Hervorbringung unterschiedlich verhandelter Körper an, sondern auch auf seine bloße Materialität, seine Substanz als Ding. Auch diese ist letztlich nicht als ‚prädiskursiv‘ denkbar, sie scheint aber auch nicht gänzlich auf einen Diskurs reduzierbar. Das Ding ist ebenso diskursiv wie materiell. Die Frage könnte daher lauten: Wenn Diskurse ungleiche Sozialitäten hervorbringen, inwiefern sind dabei die verschiedenen materiellen Erscheinungsformen von Körpern noch von Bedeutung?

Namentlich bezieht sich Povinelli dabei auf die Diskurse um *Autologie* und *Genealogie* resp. um die Idee des *autologischen Subjekts* und der *genealogischen Gesellschaft*. Beide Begriffe, *Autologie* und *Genealogie*, umfassen dabei jeweils einen ganzen Komplex an Diskursen und Praktiken. Während die *Autologie* die Idee des selbstbestimmten, autonomen Subjekts ins Zentrum ihres Interesses stellt, legt der Komplex der *Genealogie* den Nachdruck auf Belange der sozialen Verpflichtung und Abhängigkeit im Prozess der Subjektbildung sowie die Gebundenheit des Subjekts an verschiedene Arten eines sozialen Erbes. Das *autologische Subjekt* und die *genealogische Gesellschaft* sind dabei gewiss nicht als fixe Parameter zu verstehen, sondern werden ihrerseits erst über Diskurse *individueller Freiheit* und *sozialer Gebundenheit* hervorgebracht. Zugleich aber sind sie die Adressaten, an welche sich die Diskurse nunmehr richten. Im bezeichneten Kontext scheint klar, dass diese Diskurse in einem besonderen Zusammenhang mit den politischen Dynamiken und Machtverhältnissen jener Siedlerkolonien wie Australien oder den USA zu stehen scheinen, zwischen deren Sozialitäten sich die Autorin und Protagonistin Povinelli bewegt.

Was im Umgang mit Povinellis Wunde zunehmend sichtbar wird, scheint die Tatsache, dass die unterschiedlichen vielfältigen Diskurse der *Autologie* und *Genealogie* nicht nur ihre Wunde und ihren Körper ständig neu konstituieren, sondern dass diese Herstellungsprozesse zur gleichen Zeit *soziale Welten* und *soziale Verpflichtungen* erzeugen. Über Diskurse der *Autologie* und *Genealogie* werden unterschiedliche Biosozialitäten erzeugt und verhandelt. Was daraus zu folgen scheint, ist eine sehr spezifische Haltung der Verantwortung gegenüber den verschiedenen Leben, Körpern und Stimmen (vgl. Povinelli, S. 35) und infolge dessen höchst unterschiedliche Konsequenzen für Körper, Subjekte und Gemeinschaften. Nicht zuletzt Povinellis Wunde wird aufgrund dieser diskursiven Einteilung von Subjekten und eben nicht aufgrund ihrer tatsächlich gelebten Verortung zwischen verschiedenen Sozialitäten, nämlich der Indigenen Welt einerseits und der westlich zivilisatorischen Welt andererseits, in einer spezifischen Art ver- und behandelt: „I can say anything and receive care in a form that seems to fit my life because the institution of care had ‘me’ in mind“ (Povinelli, S.57). Inmitten dieser komplizierten Vertraktheit an diskursiven Verhältnissen kommt schliesslich die bloße Materialität des Körpers und seiner Wunden ins Spiel, werden Diskurse an Orten sichtbar und erfahrbar, an denen man sie kaum vermuten würde, oder wie Povinelli (S. 57) es formuliert:

And it is exactly the *irrelevance* of Maliya to my clinic experience that suggests how autology and genealogy, and their carnal anchors, function most tenaciously, steering the course of action and the shape of discourse by functioning most invisibly in situations in which nothing more remarkable is going on than deciding which part of one’s life is relevant to a doctor changing one’s bandage.

Im Umgang mit der Wunde werden Diskurse der *Autologie* und *Genealogie* an alltäglichen Handlungen sichtbar und lenken zugleich diese Handlungen, was die damit einhergehenden Machtstrukturen und -Verhältnisse weiterhin sichert und auch immer weiter reproduziert. Man könnte sagen, der Diskurs in all seinen Erscheinungen setzt voraus und erzeugt zugleich, er verhandelt das was ist ebenso wie er es bedingt und hervorbringt.

In diesem Schwebezustand kann der Diskurs aber kaum an tatsächliche Gegebenheiten anknüpfen, obgleich er seine Theorien als natürliche Phänomene zu deklarieren versucht. Er adressiert ein *autologisches Subjekt*, das er selbst erzeugt, er regelt den Umgang mit *genealogischen Gesellschaften*, die er selbst erschaffen hat. Und er lässt keinen Raum für eine Alternative ausserhalb dieses Systems. Was der Diskurs in seinem Wesen postuliert ist eine immer schon gegebene Trennung zwischen *autologischem* und *genealogischem Subjekt*, obwohl es ja eben gerade ihre *Diskursivität* ist, die sie unweigerlich miteinander verstrickt und verbindet.

Körper, Wunden, Subjekte mit ihren unterschiedlichen substanziellen Voraussetzungen sind nun die Fixpunkte, die vom Diskurs unterschiedlich adressiert werden und auf die sie wieder zurückwirken, wenn auch nicht in direkter und vorhersehbarer Weise. Der Körper mag in gewisser Hinsicht eine Folge von Diskursen sein, und doch verhält er sich in seiner Materialität immer auch ein wenig unabhängig davon. Povinelli illustriert dieses Verhalten anhand des verwundeten Körpers, der sich aufgrund der vielfach diskursiv erzeugten Wunde in seinem sozialen Status, aber auch seiner Dinglichkeit, nämlich gesundheitlich verändert (vgl. Povinelli, S. 28-29). Je nach dem, wie der Körper mit seiner Wunde adressiert wird, fällt die medizinische Pflege und Fürsorge anders aus, ist der physikalische, fleischliche Zustand, in dem der Körper schließlich zurückgelassen wird, ein anderer - ein komplexer Vorgang, den Povinelli (S. 36) mit dem Begriff des *enfleshment* zu bezeichnen scheint. Somit ist der materielle Körper, das aktive und reaktive Fleisch, als tendenziell anders aber nicht als losgelöst vom Diskurs zu verstehen. Er scheint in seiner Veränderbarkeit und Dynamik zwar dem Diskurs angehängt, aber eben nicht blosser Effekt desselben zu sein. Man könnte vielleicht sagen, der substanzielle Körper, das was ist, scheint so etwas wie die Grundlage des Diskurses. Ohne diesen gibt es keine Substanz, welche der Diskurs zu adressieren vermag. Gleichzeitig scheint der Diskurs in vielerlei Hinsicht eine Grundlage des Körpers und seiner Sozialität zu sein, denn der Körper ist bemüht, seiner jeweiligen Verfasstheit, in diesem Beispiel der Anwesenheit einer Wunde, einen Sinn, etwas Ursächliches zu verleihen. Diese Ursache findet er im Diskurs.

So oder so, der erkrankte Körper der Protagonistin ist nicht derselbe wie der erkrankte Körper ihrer indigenen Freundin. Er wird von Diskursen in einer anderen Art und Weise adressiert, was sein vermeintliches Anderssein sowohl voraussetzt als auch konstituiert und unabhängig von der diskursiv erzeugten Ursache der Wunde, wird es auch die Materialität dieser Wunde selbst sein, welche ihn in seiner eigenen Dinglichkeit verändert und schwächt.

Was hieraus schließlich erfolgt, ist die Sichtbarwerdung einer ganz und gar ungleichen sozialen Verteilung dieser von Krankheit gezeichneten Körper, einer ungleichen Verteilung von Anerkennung und Leben. Diskurse der *Autologie* und *Genealogie* werden damit zu Disziplinen der Machtausübung, die mancherorts nicht mehr zurücklassen als die ohnehin vergessenen *Rotten Worlds*.